

Das Ideal der letzten Enttäuschung: Dekonstruktive Literaturwissenschaft

I. Von der Germanistik zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft: die 60er-Jahre

Im Rückblick erscheinen die 60er-Jahre, die in den Feuilletons wie in der politischen Öffentlichkeit heute häufig für den verheerenden Zustand der Universitäten verantwortlich gemacht werden, für die Literaturwissenschaft als ein goldenes Zeitalter der Innovation. »Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft, Erweiterung des Literaturbegriffs bis hin zur Gebrauchsliteratur, Revision der überlieferten Zäsur von Alt- und Neugermanistik sowie die Überschreitung der nationalliterarischen Grenzen hin zu einer Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft« (Boden 2000, 183) – so faßt Petra Boden den Modernisierungsschub zusammen, der die Germanistik in den 60er-Jahren erfaßte und der zugleich zu einer komparatistischen Erweiterung des Faches führte, die heute wieder in Frage steht.¹

In der aktuellen wissenschaftspolitischen Situation muß daher als purer Überfluß erscheinen, was die Diskussion der Literaturwissenschaft seit den 60er-Jahren beschäftigte: die Auseinandersetzung mit literaturtheoretischen Fragestellungen und die damit verbundene Aufkündigung hermeneutischer Selbstverständlichkeiten.² Während in den letzten Jahren der Verdacht laut wurde, dem Fache gehe vor lauter Theoretisierung sein eigentlicher Gegenstand verloren,³ entbrannte in den 60er-Jahren ein heftiger Streit um die Frage, über was für einen Gegenstandsbezug die Literaturwissenschaft überhaupt verfügt und welche methodischen Prämissen geklärt werden müssen, bevor man von der philologischen Liebe zum Wort zur Wissenschaftlichkeit gelange, die auch die professionelle Auseinandersetzung mit literarischen Texten für sich beanspruche.

Im Zentrum der zum Teil erbitterten Auseinandersetzungen um den richtigen Zugang zur Instanz des Textes stand in den Literaturwissenschaften – mehr noch als die Herausbildung der Diskursanalyse – der Gegensatz von Hermeneutik und Dekonstruktion. Zwar fand der Diskursbegriff Foucaults in der Literaturwissenschaft viel Beachtung, daß die Diskursanalyse letztendlich jedoch eine größere Resonanz in den Geschichts- als in den Literaturwissenschaften fand, ist kein Zufall. Denn was die Dekonstruktion im Unterschied zur Diskursanalyse auszeichnet, ist, neben der stärkeren institutionellen Verankerung einer dekonstruktiv

1 Zum Stand der Dinge noch in den 80er-Jahren vgl. Lämmert 1990, 175–188.

2 Vgl. Bogdal 1999, 11–27.

3 Vgl. Barner 1998, 457–462.

ausgerichteten Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft in den Vereinigten Staaten, ein erweiterter Textbegriff, der bis zu dem Vorwurf geführt hat, die Dekonstruktion kenne gar nichts anderes mehr als Texte – eine Vorstellung, die für die Literaturwissenschaft von Natur aus von größerem Reiz als für andere Disziplinen sein muß. Während die Diskursanalyse mit einem erweiterten Textbegriff bricht, weil Diskurse eben keine ›Texte‹ im traditionellen Sinne mehr sind, partizipiert die Dekonstruktion als ›Text-Wissenschaft an einer philologischen Tradition, von der sie sich in einer Art von produktivem Widerspruch zugleich absetzt. Um die Relevanz der Dekonstruktion vor diesem Hintergrund noch einmal sichtbar zu machen, wird es im Folgenden darum gehen, die – im doppelten Sinne des Wortes – kritische Position der Dekonstruktion zwischen Hermeneutik und Diskursanalyse herauszuarbeiten. Das mit den Ansprüchen strenger Wissenschaftlichkeit scheinbar schwer zu vereinbarende Paradigma der Enttäuschung, das sich aus den Schriften Jacques Derridas wie Paul de Mans ableiten läßt, dient als Leitfaden für den Nachweis des kritischen Potentials, das die Dekonstruktion als eine anti-hermeneutische Textwissenschaft bereithält, die trotz aller Widerstände auf ihrer literaturtheoretischen Eigenständigkeit beharrt.

II. Dekonstruktion und Hermeneutik

»Dekonstruktive Lektüre stellt radikal von Identität auf Differenz als Ausgangsbegriff um« (Müller 1993, 110). Prägnant faßt Harro Müller zusammen, was seit den 60er-Jahren als Konsens im Streit von Hermeneutik und Dekonstruktion gilt. Während die Hermeneutik auch in ihren neueren Ansätzen an einer Sicherung der Einheit von Bedeutung und Sinn interessiert ist, nennt der Begriff der Differenz den allgemeinsten gemeinsamen Nenner, unter dem sich die unterschiedlichen Auffassungen von Dekonstruktion zusammenfassen lassen. Die scheinbar eindeutige Situation – Identität auf seiten der Hermeneutik, Differenz auf Seiten der Dekonstruktion – verkompliziert sich jedoch bereits, wenn die historischen Grundlagen der unterschiedlichen Theoriebildungen in den Blick rücken. Die terminologische Entgegensetzung von Identität und Differenz verweist auf Heidegger zurück, der damit als der gemeinsame Pate sowohl der modernen Hermeneutik als auch der Dekonstruktion auftreten kann. Aus Heideggers *Sein und Zeit* übernimmt Gadamer als dringlichste Frage der Hermeneutik das Problem des Verstehens, von Heidegger übernimmt Derrida das Problem des Verstehens im Zeichen der Differenz. Aus der Gemeinsamkeit heraus ergeben sich jedoch auch die Differenzen. Während Gadamer den Einfluß Heideggers in *Wahrheit und Methode* durch ein platonisches Sprachverständnis ergänzt, greift Derrida in *De la grammatologie* auf ein erweitertes strukturalistisches Sprachmodell zurück. Angesichts der differentiellen Beschaffenheit der Sprache als Zeichensystem, so Derrida, sei ein vollständiges Verstehen gar nicht möglich. Gadamer und Derrida reagieren damit auf unterschiedliche Weise auf die Herausforderungen von Heideggers Analytik der Endlichkeit – der eine, Gadamer, indem er davon ausgeht, »daß man einen Text aus sich selbst verstehen muß« (Gadamer 1990, 297), und dabei der keineswegs selbstverständlichen Prämisse folgt, »daß

nur das verständlich ist, was wirklich eine vollkommene Einheit von Sinn darstellt« (ebd., 299), der andere, Derrida, indem er die Abwesenheit von Sinn zur Grundlage der Sprache erklärt:

Le jeu des différences suppose en effet des synthèses et des renvois qui interdisent qu'à aucun moment, en aucun sens, un élément simple soit *présent* en lui-même et ne renvoie qu'à lui-même. Que ce soit dans l'ordre du discours parlé ou du discours écrit, aucun élément ne peut fonctionner comme signe sans renvoyer à un autre élément qui lui-même n'est pas simplement présent. (Derrida 1972, 37 f.)

Damit wird zum einen deutlich, daß Hermeneutik und Dekonstruktion sich auf unterschiedliche Art und Weise von Heidegger herleiten lassen, zum anderen aber, daß die Frage nach der Differenz zwischen ihnen vor allem auf die strukturalistischen Voraussetzungen der Dekonstruktion zurückführt. »Das Wort ist nicht nur Zeichen. In irgend einem schwer zu erfassenden Sinne ist es auch fast so etwas wie ein Abbild« formuliert Gadamer in *Wahrheit und Methode* (Gadamer 1990, 420), um in platonisch-augustinischer Tradition das »wahre Wort, das *verbum cordis*« (ebd., 424) der äußeren Sprachstruktur entgegenzuhalten. Derrida verfährt genau umgekehrt: Aufgrund der allgemeinen Struktur der Sprache, so seine Prämisse, sei so etwas wie das wahre Wort gar nicht möglich, vielmehr werde die Dekonstruktion des philosophischen Wahrheitsbegriffs durch die Sprache zur Hauptaufgabe der Kritik.

Wo Gadamer der platonischen Sprachauffassung vertraut und von Wort und Sache spricht, um beide im *verbum cordis* in Übereinstimmung zu bringen, folgt Derrida daher der strukturalistischen Auffassung des Zeichens als Doppel von Signifikant und Signifikat, wenn er davon ausgeht, daß die Bedeutungsfunktion der Sprache, die Seite des Signifikats, in Abhängigkeit von der Funktion des Signifikanten steht: »Il n'est pas de signifié qui échappe, éventuellement pour y tomber, au jeu des renvois signifiants qui constitue le langage.« (Derrida 1967a, 16) Wenn Gadamer und Derrida von Sinn und Bedeutung reden, dann sprechen sie dementsprechend eine ganz verschiedene Sprache: die der hermeneutischen Tradition als einer Kunst des Verstehens, die seit Schleiermacher von der Einheit von Sprechen und Denken ausgeht, und die der strukturalistischen Linguistik, die Sprache unabhängig von Denkprozessen als ein differentielles System von Zeichen begreift, wobei Derrida mit Lacan von der Prämisse ausgeht, daß jedes Signifikat seinerseits als Signifikant fungiert und somit ein tendenziell unendliches Spiel von Verweisen auslöst: »L'absence de signifié transcendantal étend à l'infini le champ et le jeu de la signification.« (Derrida 1967b, 411)

Vor diesem Hintergrund werden vor allem die Differenzen von Hermeneutik und Dekonstruktion sichtbar. Gegenüber der platonischen Sprachauffassung Gadamers, der an der Instanz des wahren Wortes als Spiegel der Sache festhält, vertritt Derrida wie schon sein Vorbild Nietzsche die polemische Position eines Sophisten, der auf der Abhängigkeit der Erkenntnis von der Sprache beharrt und von einer inneren Instanz des Wortes, das von sprachlichen Zusammenhängen frei wäre, nichts wissen will. So deutlich sich die Gegensätze von Hermeneutik und Dekonstruktion im Blick auf das unterschiedliche Sprachverständnis von

Derrida und Gadamer aber auch fassen lassen, entscheidend für den Vergleich der divergierenden Ansätze scheint die Frage nach der Möglichkeit einer Vermittlung zwischen beiden Positionen zu sein: »In der Hermeneutik fragt die Wissenschaft nicht nach ihrem Gegenstand, sondern nach sich selber, danach, wie sie zur Erkenntnis ihres Gegenstandes gelangt«, hatte schon Peter Szondi festgehalten und damit in Anknüpfung an die Frühromantik an den reflexiven Gehalt der Hermeneutik erinnert (Szondi 1978, 263 f.). Die Antwort der Hermeneutik Gadamer auf die Selbstbegründungsansprüche der Philosophie liegt darin, die Erkenntnis des Gegenstandes an das Verstehen im Gespräch mit der Sache zu binden. Die Dekonstruktion weist demgegenüber darauf hin, daß eine wahre Erkenntnis des Gegenstandes aufgrund der differentiellen Struktur der Sprache gar nicht möglich ist. Dominieren nicht nur in der unterschiedlichen Sprachauffassung, sondern auch im unterschiedlichen Wahrheitsbegriff die Gegensätze von Hermeneutik und Dekonstruktion, so mangelt es dennoch nicht an Vermittlungsversuchen, die zumeist in die Richtung einer dekonstruktiv aufgeklärten Hermeneutik führen: »Dekonstruktion erschöpft sich nicht in den Operationen des Zerstreuens und Neugestaltens von Sinn. Sie ist darin, trotz der oft proklamierten Opposition, von einem hermeneutischen Impuls, einem Interesse an Verstehen getragen – wenn auch abgelöst von der Unterstellung eines linearen Zurückgehens zum ursprünglichen Sinn oder eines abschließend-vollständigen Bestimmens« – so faßt Emil Angehrn die Gemeinsamkeit von Hermeneutik und Dekonstruktion zusammen (Angehrn 2002, 188). Daß auch die Dekonstruktion in der Tradition Heideggers von einem Interesse am Verstehen geleitet wird, ist sicherlich nicht falsch. Daß dem ein hermeneutischer Impuls zugrunde liegt, bedarf zumindest der Erläuterung. Denn der Begriff des Verstehens, auf den Angehrn zurückgreift, verdeckt die Differenzen, die zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion bestehen. Sichtbar wird der Unterschied gerade im Blick auf den Reflexionsgehalt, den schon Szondi der Hermeneutik zusprach: Wenn sich das Verstehen nicht allein auf den Gegenstand richtet, sondern zugleich auf die Frage, wie die Wissenschaft zur Erkenntnis des Gegenstandes gelangt, dann erscheint die Dekonstruktion geradezu als Reflexionsformel der Hermeneutik, als Reflexion des Scheiterns von Verstehen. »Verstehen will verstanden sein«, so leitet Werner Hamacher die Prämissen einer Dekonstruktion der Hermeneutik ein (Hamacher 1998, 7), um noch jenseits von der von Szondi angesprochenen reflexiven Wendung der Hermeneutik, »daß, wo immer etwas verstanden werden soll, auch noch das Verstehen selbst verstanden werden muß«, zur »Unmöglichkeit des Verstehens und der Unmöglichkeit noch dieses Satzes« zu gelangen (ebd.). Hamacher kann diese extreme Position beziehen, weil er mit Derrida an der Auffassung festhält, daß die reflexive Struktur des Verstehens, die sich Szondi zufolge nicht auf den Gegenstand allein, sondern auf die Konstituierung des Gegenstandes in der Reflexion bezieht, angesichts der zeichentheoretischen Auffassung von Sprache als System von Differenzen notwendig zerfällt: Die Reflexion, in der sich der Gegenstand des Verstehens der Hermeneutik zufolge erst bilden soll, führe auf sich selbst zurück, damit aber nicht auf die Einheit des Sinns, die Gadamer proklamiert hatte, sondern auf die differentielle Struktur des Zeichens

als einem System der Zerstreung von Bedeutung. An dem grundsätzlich verschiedenen Sprachverständnis von Hermeneutik und Dekonstruktion zerschellen die Vermittlungsversuche letztendlich, und an die Stelle einer dekonstruktiv aufgeklärten Hermeneutik tritt die Dekonstruktion der Hermeneutik als deren eigene Reflexionsform. Während die Hermeneutik scheinbar keine Verständigungsprobleme mit der Dekonstruktion kennt, weil sie ihr immer die vermittelnde Position des Gesprächs zusichert, läßt sich die Dekonstruktion auf einen Dialog mit der Hermeneutik ein, um deren Prämissen um so gründlicher zu untergraben.

Darin zeigt sich zugleich der kritische Gehalt der Dekonstruktion. Schon Walter Benjamin hatte in seinem Aufsatz zu Goethes *Wahlverwandtschaften* den Begriff der Kritik von dem des Kommentars geschieden, um Kritik und Wahrheit gegen Kommentar und Sache auszuspielen. Wie Benjamin geht es der Dekonstruktion um den Wahrheitsgehalt von Texten. Die dekonstruktive Auffassung von Wahrheit bezieht sich aber gerade nicht auf das gegenständliche Korrelat der Erkenntnis, sondern auf den interpretativen Nachvollzug des Scheiterns von Bedeutungszuweisungen. Als kritische Wissenschaft folgt die Dekonstruktion einem Ethos des Aporetischen, das sich dem philosophischen Wahrheitsbegriff gegenüber als widerständig erweist, gerade in der Literatur aber so etwas wie seinen idealen Gegenstand findet, indem es nicht allein auf der Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks insistiert, sondern von einer Form der Unlesbarkeit ausgeht, die sich erst im Akt des Lesens herstellt und damit die Bewegung einer Enttäuschung vollzieht, deren Nachweis zur Aufgabe der Philologie wird. Das Paradigma der Enttäuschung unterscheidet die Dekonstruktion dabei nicht allein von der idealistischen Hermeneutik Gadamers, sondern ebenso vom fröhlichen Positivismus der Foucault'schen Diskursanalyse.

III. Dekonstruktion und Diskursanalyse

In den 60er-Jahren sind Dekonstruktion und Diskursanalyse – nicht zuletzt im streng reglementierten akademischen Leben in Paris – gemeinsam angetreten, um für theoretische wie politische Neuerungen in den *sciences humaines* zu sorgen. So ergeben sich auf den ersten Blick auch weitreichende Übereinstimmungen zwischen den Ansätzen Derridas und Foucaults. Beide präsentieren sich als postphänomenologische Denker, die Heidegger gegen Sartre ausspielen, beide berufen sich auf Nietzsche als entscheidenden Stichwortgeber, schließlich entwickeln beide auf unterschiedlichen Grundlagen ein Denken der Differenz, das mit einer entschiedenen Kritik an der hermeneutischen Praxis des Kommentars einhergeht. Als anti-hermeneutische Wissenschaften scheint Dekonstruktion und Diskursanalyse mehr zu verbinden als zu trennen.

Dennoch ist das Verhältnis von Diskursanalyse und Dekonstruktion in ähnlicher Weise wie das von Dekonstruktion und Hermeneutik von Widersprüchen betroffen, die sich nicht einfach auflösen lassen. Der Ursprung des Streits zwischen Dekonstruktion und Diskursanalyse geht auf die kontroverse Diskussion um Michel Foucaults Geschichte des Wahnsinns zurück, die Derrida 1963 mit

seinem Aufsatz *Cogito et histoire de la folie* angeregt hatte. Derridas kritische Lektüre konzentriert sich auf Foucaults Interpretation der cartesianischen *Meditationes* – eine Auseinandersetzung um Descartes, wie sie im traditionsbewußten Frankreich akademischer nicht hätte sein können. In seinem Aufsatz rekonstruiert Derrida zunächst Foucaults These, Descartes habe den Bereich des Wahnsinns aus dem Hoheitsgebiet der Vernunft ausgeschlossen, um ihm dann durch eine minutiöse Lektüre insbesondere der ersten Meditation auf innere Widersprüche hinzuweisen. Auf Derridas philosophisch gut begründeten Einspruch hat Foucault spät, dafür aber um so heftiger, reagiert. Seine Vorwürfe sind es noch heute wert, in aller Schärfe zitiert zu werden:

C'est par système. Système dont Derrida est aujourd'hui le représentant le plus décisif, en son ultime éclat: réduction des pratiques discursives aux traces textuelles; éliision des événements qui s'y produisent pour ne retenir que des marques pour une lecture; inventions de voix derrière les textes pour n'avoir pas à analyser les modes d'implications du sujet dans le discours; assignation de l'originnaire comme dit et non dit dans le texte pour ne pas replacer les pratiques discursives dans le champ des transformations où elles s'effectuent. (Foucault 1994, 267)

»Un geste cartésien pour le XXe siècle«, so hatte Derrida Foucaults Geschichte des Wahns bezeichnet (Derrida 1967b, 85), um sich selbst ironisch in die undankbare Rolle des »disciple admiratif et reconnaissant« zu versetzen (ebd., 51), die dann folgerichtig in die hegelianische Perspektive der »conscience malheureuse« (ebd.) und die daraus resultierende Dialektik von Herr und Knecht mündet. Foucaults Antwort fügt sich in diese Dialektik, indem sie ganz auf Fragen der Herrschaft abzielt: »Derrida ne fait que ranimer en sa lecture une bien vieille tradition.« (Foucault 1994, 267) Derrida hatte Foucault vorgeworfen, in seiner Kritik an Descartes der metaphysischen Tradition verpflichtet zu bleiben, die er eigentlich erschüttern wollte. »A vouloir écrire l'histoire de la décision, du partage, de la différence, on court le risque de constituer la division en événement ou en structure survenant à l'unité d'une présence originnaire; et de confirmer ainsi la métaphysique dans son opération fondamentale.« (Derrida 1967b, 65) Foucault kontert nun seinerseits, indem er Derridas Begriff der Dekonstruktion als letzte Spielart der Metaphysik ausgibt: »je dirai que c'est une petite pédagogie historiquement bien déterminée qui, de manière très visible, se manifeste. Pédagogie qui enseigne à l'élève qu'il n'y a rien hors du texte, mais qu'en lui, en ses interstices, dans ses blancs et ses non-dits, règne la réserve de l'origine« (Foucault 1994, 267). Bemerkenswert an Foucaults später Replik ist die Tatsache, daß sich seine Vorwürfe an Derrida – die einer Generalabrechnung mit der Dekonstruktion gleichkommen – eigentlich begründeter an die Adresse der Hermeneutik hätten richten können: Reduktion diskursiver Praktiken auf Texte, Leugnung des Ereignischarakters der Sprache zugunsten einer Lektürepraxis, die immer schon weiß, worauf sie hinaus will, Erfindung einer Tiefendimension, die sich hinter dem Diskurs verberge, Wiedereinsetzung der Ursprungskategorie und – daraus resultierend – Vermeidung einer Kritik des Subjekts durch den Diskurs. Auffällig ist nicht nur die Schärfe von Foucaults Angriff, auffällig ist darüber hinaus, daß

Foucault zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion gar keinen Unterschied mehr zu machen bereit ist: Beide gelten ihm als eine Pädagogik des Textes, der es um nichts anderes als um eine Form des konzentrierten Lesens gehe, das selbstgefällig um sich selbst kreise. Zwar scheint die posthume Versöhnung von Derrida und Gadamer Foucault in einigen Punkten zu bestätigen.⁴ Dennoch muß irritieren, mit welcher Selbstverständlichkeit Foucault Derrida Begriffe unterstellt, gegen die dieser sich immer wieder mit guten Gründen zur Wehr gesetzt hat: Eine Stimme hinter dem Text zu erfinden, die eine Position des Ursprungs einnimmt und sich der Ereignishaftigkeit der Sprache entzieht, ist sicherlich alles andere als ein Hauptanliegen der Dekonstruktion. Im Gegenteil: Kritik der Metaphysik bedeutet für Derrida, der darin nicht weniger Heidegger verpflichtet ist als Foucault selbst, Kritik des Ursprungs und der daraus erwachsenen Konzeptionen der Einheit von Sinn. Von daher stellt sich die Frage, warum Derridas kritische Interpretation überhaupt eine derart heftige Reaktion hervorrufen konnte. Offenkundig verfügt die Dekonstruktion über ein kritisches Potential, das sich nicht allein gegen die Hermeneutik, sondern ebenso gegen die Diskursanalyse richtet, ein Potential, das anscheinend darin besteht, durch eine bestimmte Lektürepraxis zu einer Form der Kritik zu gelangen, die Foucault wie selbstverständlich in den Bereich der traditionellen Hermeneutik zurückstellt. So verweist die Frontstellung der Diskursanalyse gegen Hermeneutik und Dekonstruktion letztlich auf diese selbst zurück. Die Bereitschaft, Differenzen zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion zu nivellieren, offenbart ein Problem, das die Diskursanalyse gerade in ihrer programmatischen Verabschiedung der Kategorie des Textes betrifft: Als Wissenschaft des Diskurses ist die Archäologie des Wissens, die Foucault in der Tradition der französischen Epistemologie entwirft, immer wieder auf Texte verwiesen, deren philosophischen und ästhetischen Gehalt sie jedoch nicht anzuerkennen bereit ist, um an der Autonomie des Diskurses festhalten zu können. Foucaults Kritik am Kommentar macht die Diskursanalyse nicht nur gegen die Stimme der Hermeneutik taub, mit der Hermeneutik fällt ihr die Dekonstruktion in den gleichen Brunnen. Foucaults Replik auf Derridas Kritik vertritt damit trotz ihrer zum Teil gut begründeten Spitze gegen die Dekonstruktion eine Schwäche innerhalb der eigenen methodischen Vorgaben, die auf der selbstaufgelegten Immunität gegenüber philologischen Fragestellungen beruht, von der die Dekonstruktion als literaturwissenschaftliche Disziplin zugleich behauptet, daß sie zur Aufgabe des Wissenschaftsideals zwingt, dem noch Foucault in der *Archäologie des Wissens* folgt. So vertritt die Dekonstruktion auch der Diskursanalyse gegenüber eine Form der Kritik, die die Forderung nach einer Neubegründung der *sciences humaines*, die Foucault in den 60er-Jahren mit Derrida verbunden hatte, an einem Ideal der Enttäuschung stranden läßt, dessen Paradigma Paul de Man in der Literatur vorgefunden hat.

4 Vgl. Derrida/Gadamer 2004.

IV. Die Wiederentdeckung der Rhetorik: Paul de Man

In Paul de Man hat Christoph Menke im Rekurs auf Hegels *Phänomenologie des Geistes* einen letzten Vertreter des unglücklichen Bewußtseins erkannt, das die »exklusive Identifikation der literarischen Lektüre mit einem tragischen Bewußtsein, das um die Unentscheidbarkeit ihrer Perspektiven weiß«, verbindet (Menke 1993, 293). Was die Dekonstruktion als komparatistische Literaturwissenschaft de Man zufolge auszeichnet, ist ein Begriff der Enttäuschung, der jedoch nicht allein auf die Hegels Dialektik abgelesene Tragik des unglücklichen Bewußtseins zurückverweist, sondern im Kontext der Husserl'schen Phänomenologie steht, mit der sich auch Derrida und Foucault intensiv auseinander gesetzt haben. Das Paradigma der Enttäuschung, das Husserl in den *Logischen Untersuchungen* entwickelt und dem »Ideal der letzten Erfüllung« gegenüberstellt, wird von de Man im Blick auf die rhetorische Verfaßtheit der Sprache neu formuliert und zum Ansatz einer dekonstruktiven Revision des philosophischen Wahrheitsbegriffes, der noch Gadamer in *Wahrheit und Methode* leitet.

Die Wiederaufwertung der Rhetorik, die seit dem 18. Jahrhundert in Verruf gekommen war, scheint das allgemeinste Interesse der Literaturtheorie de Mans zu sein. De Mans eigener Begriff der Rhetorik ist allerdings mehr als eigenwillig. Wie er in dem programmatischen Aufsatz *Semiology and Rhetoric* aus den *Allegories of Reading* deutlich macht, leitet de Man die rhetorische Funktion der Sprache aus einem grundsätzlich widerspruchsvollen Verhältnis von rhetorisch-figürlicher und grammatisch-logischer Bedeutung der Sprache ab. Den Unterschied zwischen Rhetorik und Grammatik erläutert er am Beispiel der rhetorischen Frage.

The grammatical model of the question becomes rhetorical not when we have, on the one hand, a literal meaning and on the other hand a figural meaning, but when it is impossible to decide by grammatical or other linguistic devices which of the two meanings (that can be entirely incompatible) prevails. Rhetoric radically suspends logic and opens up vertiginous possibilities of referential aberration. (de Man 1979, 10)

Am Exempel der rhetorischen Frage diskutiert de Man die Unterscheidung zwischen einer wörtlichen und einer figurativen Bedeutung der Sprache. Die Rhetorik setzt er jedoch keineswegs einfach mit der figurativen Dimension der Sprache gleich. Vielmehr deutet er erst das Verhältnis des Figurativen zu Logik und Grammatik als ein rhetorisches. De Man spielt damit nicht einfach die figurative Bedeutung der Sprache gegen die logische aus. Um ein rhetorisches Modell von Sprache handelt es sich ihm zufolge erst dann, wenn nicht mehr entschieden werden kann zwischen einer wörtlich-logischen und einer figurativ-rhetorischen Bedeutung. Die dadurch erzielte Unsicherheit, so de Man, erzeuge einen Schwindel der Bedeutung, der die rhetorische Funktion der Sprache als die Unmöglichkeit ausweise, Bedeutungszuweisungen vorzunehmen. Damit stellt de Man die Rhetorik aber nicht nur in einen unaufhebbaren Gegensatz zu Logik und Grammatik, sondern letztlich auch zu sich selbst. Der Einblick in eine unhintergebar rhetorische Dimension der Sprache, der de Mans Schriften leitet, endet in der

paradoxen Formulierung einer Theorie, die sich nicht einmal ihres eigenen Fragehorizontes mehr sicher sein kann:

We end up therefore, in the case of the rhetorical grammatization of semiology, just as in the grammatical rhetorization of illocutionary phrases, in the same state of suspended ignorance. Any question about the rhetorical mode of a literary text is always a rhetorical question which does not even know whether it is really questioning. (de Man 1979, 19)

Die Definition des Rhetorischen als Subversion der grammatisch-logischen Bedeutung der Sprache weitet de Man noch auf die Rhetorik selbst aus. De Mans auf den ersten Blick paradox anmutende Positionierung des Verhältnisses von Rhetorik und Grammatik führt in *Semiology and Rhetoric* zu der negativen Gewißheit, daß es aufgrund der rhetorischen Verfaßtheit der Sprache keinerlei Einsicht in den Wahrheitsgehalt einer Theorie, nicht einmal den der eigenen, geben kann.

V. Erfüllung versus Enttäuschung: Husserl und de Man

Wenn de Man die rhetorische Funktion der Sprache mit einem Entzug von Bedeutung gleichsetzt, der jeden Theorieentwurf in Aporien führt, dann knüpft er zugleich an Husserls frühe Thesen zur Intentionalität an. In den *Logischen Untersuchungen* aus dem Jahre 1900 hatte Husserl versucht, unter den Stichworten der Bedeutungsintention und der Bedeutungserfüllung eine Theorie der Evidenz zu entwickeln, die in Übereinstimmung mit der traditionellen Bestimmung von Wahrheit als Übereinstimmung von Denken und Sache auf der Idee einer vollkommenen Gewißheit beruht, die Husserl als das »Ideal der letzten Erfüllung« bezeichnet:

So weist die Erwägung der möglichen Erfüllungsverhältnisse auf ein abschließendes Ziel der Erfüllungssteigerung hin, in dem die volle und gesamte Intention ihre Erfüllung und zwar nicht eine intermediäre und partielle, sondern eine endgültige und letzte Erfüllung erreicht hat. Der intuitive Gehalt dieser abschließenden Vorstellung ist die absolute Summe möglicher Fülle; der intuitive Repräsentant ist der Gegenstand, so wie er an sich ist. (Husserl 1980, 117 f.)

In Husserls phänomenologischer Erkenntnistheorie verknüpft das Ideal der letzten Erfüllung Evidenz und Wahrheit, indem es die Intentionalität bis zu dem Punkt treibt, an dem sich die Bedeutungsfunktion des sprachlichen Ausdrucks auf vollständige Weise in der Erkenntnis des gemeinten Gegenstandes erfüllt. Verkörpert das Ideal der letzten Erfüllung den eigentlichen Zielpunkt von Husserls komplexer Erkenntnistheorie, die sprachliche Probleme im Unterschied zu Frege und Wittgenstein eher am Rande behandelt, so nennen Enttäuschung und Widerstreit dagegen ihre negativen Gegenbegriffe. Während Jean-François Lyotard den Begriff des Widerstreites in seiner Theorie der Postmoderne aufnimmt, greift de Mans Ansatz auf Husserls Theorie der letzten Enttäuschung zurück:

In der weiten Sphäre der Akte, welche überhaupt Unterschiede der Intention und der Erfüllung zulassen, reiht sich der Erfüllung, als ihr ausschließender Gegensatz, die Enttäuschung an. Der zumeist negative Ausdruck, der hierbei zu dienen pflegt, wie z. B. auch der Ausdruck Nichterfüllung, meint keine bloße Privation der Erfüllung, sondern ein neues deskriptives Faktum, eine so eigenartige Form der Synthesis, wie die Erfüllung. (Husserl 1980, 41)

In bemerkenswerter logischer Strenge stellt Husserl die Enttäuschung gleichberechtigt neben das Ideal der letzten Erfüllung. Entscheidend ist für ihn, daß der Enttäuschung wie der Erfüllung eine Synthesis zugrundeliegt, die im Falle der Enttäuschung im Unterschied zu dem der Erfüllung jedoch zur Evidenz des Auseinanderfallens von Anschauung und Bedeutungsintention gelangt. Die Enttäuschung deutet Husserl demnach als einen reflexiven Akt, der aus der tiefreichenden Erfahrung der Kontingenz gleichwohl Gewinn zu ziehen vermag. Genau das entspricht der Auffassung de Mans, der in *Semiology and Rhetoric* formuliert, »truth is the recognition of the systematic character of a certain kind of error«, die notwendig in einer »negative certainty« ende (de Man 1979, 17). De Man erweitert Husserls Begriff der Enttäuschung demnach, indem er ihn systematisiert und damit zur Grundlage der eigenen Theorie macht: Eine andere Erfahrung als die der Enttäuschung gibt es für de Man gar nicht, Erkenntnis besteht einzig im Nachvollzug des Auseinanderfallens von Bedeutungsintention und Bedeutungserfüllung, den der Akt des Lesens immer aufs Neue bereithält.

VI. Dekonstruktion und Literatur

Mit der Systematisierung des Irrtums im Ideal der letzten Enttäuschung scheint sich de Mans Theorie zuletzt selbst aufheben zu wollen, und Jürgen Habermas hat in ihrer paradoxen Gestalt auch nur »die selbstquälerische Frage nach der Wissenschaftlichkeit des literaturkritischen Geschäftes« erkennen wollen (Habermas 1988, 225). Die »Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur«, die Habermas der Dekonstruktion vorwirft (ebd., 219), verschwände wirklich in der völligen Gegenstandslosigkeit, würde de Man seine Theorie der Rhetorik nicht durch einen entscheidenden Hinweis ergänzen. Für de Man ist die Rhetorizität der Sprache mit der Literatur gleich und diese daher der eigentliche Gegenstand seiner Theorie: »I would not hesitate to equate the rhetorical, figural potentiality of language with literature itself.« (de Man 1979, 10) Rhetorik ist Literatur – »the rhetorical model of the trope or, if one prefers to call that, literature« (ebd., 15) –, mit dieser lakonisch vorgetragenen Gleichung bestimmt de Man die Literatur zum eigentlichen Gegenstandsbereich seiner Theorie der Rhetorik.

Die Literatur übernimmt für de Man entsprechend eine Funktion, die ganz seiner Bestimmung der Rhetorik im Verhältnis zu Logik und Grammatik entspricht. Sie ist zum einen das Vorbild philosophischer Wahrheitsfindung – »literature turns out to be the main topic of philosophy and the model for the kind of truth to which it aspires« (ebd., 115) –, zugleich jedoch der Ort, an dem das

Ideal der Philosophie zerbricht: »Philosophy turns out to be an endless reflection on its own destruction at the hands of literature.« (ebd.) Literatur als Zerstörung philosophischer Wahrheitsansprüche – mit dieser Wendung vollendet sich de Mans Theorie der Dekonstruktion im Zeichen der Rhetorik.

Ganz unabhängig von der in der Forschung kontrovers diskutierten Reichweite seiner theoretischen Bestimmungen hat de Man der Literatur damit aber einen Platz gegeben, wie er zentraler nicht sein könnte – ein bemerkenswerter Fall gerade angesichts der aktuellen Herabstufung von Literatur und Literaturwissenschaft in der Öffentlichkeit wie den Universitäten. Die Auffassung von Literatur als Inbegriff der rhetorischen Funktion der Sprache und als Ort des Zerfalls philosophischer Reflexionsmodelle hat die Literaturwissenschaft de Mans Anspruch zufolge geradezu an die Stelle metaphysischer Letzterklärungsmodelle gesetzt, unter der Prämisse allerdings, daß die Gewißheit, die die Literaturwissenschaft zutage zu fördern vermag, nur eine negative sein kann. So konnte die dekonstruktive Auffassung von Literatur insbesondere in den 80er-Jahren einen Siegeszug durch die Institutionen feiern, der zu einer Universalisierung der dekonstruktiven Auffassung von Literaturwissenschaft führte, die Gadammers Neubegründung einer hermeneutischen Philosophie aus den 60er-Jahren in nichts nachstand. Mit der Erweiterung des Textbegriffs, wie sie Derrida vorgenommen hat, und der Inthronisierung der Literatur zum Königsweg einer (Anti-)Wissenschaft, die sich durch den systematischen Nachweis von Aporien auszeichnet, gelangte gerade die komparatistisch angelegte Literaturtheorie in die seltsame Position einer Metawissenschaft, die selbst der Philosophie den Rang ablaufen konnte. Um es mit den Worten Nietzsches, dem eigentlichen Paten der Dekonstruktion, zusammenfassen: »Es kam der Honigmond der Dekonstruktion; alle jungen Literaturwissenschaftler giengen alsbald in die Büsche, – und alle suchten nach ›Differenzen‹. Und was fand man nicht Alles – in jener unschuldigen, reichen, noch jugendlichen Zeit des deutschen Geistes, in welche die Romantik, die boshafte Fee hineinblies. Hineinsang, damals, als man ›finden‹ und ›erfinden‹ noch nicht auseinanderzuhalten wusste! Vor allem ein Vermögen für's Überdifferentielle: Derrida taufte es die *différance* und kam damit den herzlichsten Gelüsten der im Grunde metaphysikgelüsteten Literaturwissenschaftler entgegen. Man kann dieser ganzen übermüthigen und schwärmerischen Bewegung, welche Jugend war, so kühn sie sich auch in graue und greisenhafte Begriffe verkleidete, gar nicht mehr Unrecht thun, als wenn man sie ernst nimmt und gar etwa mit moralischer Entrüstung behandelt; genug, man wurde älter, – der Traum verflog. Es kam eine Zeit, wo man sich die Stirne rieb: man reibt sie sich heute noch.«

Man reibt sie sich noch heute: Der Traum scheint ausgeträumt zu sein. »Who is Afraid of Deconstruction?«, konnte Hans-Ulrich Gumbrecht noch 1988 fragen (Gumbrecht 1988, 95). Inzwischen scheinen der Dekonstruktion die Zähne ausgefallen zu sein, und auch Gumbrecht schreibt heute lieber über die Macht der Philologie als über den Schrecken, der einst von der Dekonstruktion ausging. So faßt Hartmut Böhme schon 1994 zusammen: »Vielmehr darf man, sub specie des Zerfalls der politischen Einheiten und der fortgeschrittenen Desintegration

der sozialen und kulturellen Systeme wohl behaupten, daß der Dekonstruktivismus die zeitgemäße Form war, eine Art nomadischen Überlebens von Intellektuellen zu erfinden.« (Böhme 1995, 48) Vom nomadischen Überleben von Intellektuellen, das Böhme der Dekonstruktion im Unterschied zu kritischeren Stimmen immerhin noch zuzusichern bereit ist, läßt sich anscheinend nur noch in der Vergangenheitsform sprechen. Die Innovationen, mit denen die Kulturwissenschaften, die komparatistische Literaturwissenschaft beerbt haben, als interdisziplinäre Disziplinen werben, lassen sich mit den negativen Einsichten der Dekonstruktion kaum mehr vereinbaren. Dennoch hat die Dekonstruktion mehr zu bieten als ein Reservat für scheinbar ziellos umherstreifende Literaturwissenschaftler. Durch die Einsicht in die Unhintergebarkeit der Sprache hat die Dekonstruktion im Rahmen der Modernisierungen, die von der wissenschaftshistorischen Zäsur der 60er-Jahre ausging, die Kompetenz der Literatur- wie der Sprachwissenschaft fast bis ins Grenzenlose erweitert. Wenn de Man den Widerstand der Theorie durch die These begründet, »the main theoretical interest of literary theory consists in the impossibility of its definition« (de Man 1986, 3), dann konnte er zwar sicher sein, die breite Zustimmung der Fachkollegen zu verfehlen. Gleichwohl bringt er damit einen Begriff der Kritik vor, der sich in der Tradition Walter Benjamins nicht allein einem Ethos der Aporie und einem Pathos der Melancholie verpflichtet, sondern zugleich einer aus der theoretischen Reflexion hergeleiteten Offenheit, die sich aus gutem Grund auf Nietzsches »fröhliche Wissenschaft« berufen kann: Es war der Honigmond der Literaturwissenschaft ...

Bibliographie

- Angehrn, Emil: Dekonstruktion und Hermeutik, in: Philosophie der Dekonstruktion, hg. von Andrea Kern u. Christoph Menke, Frankfurt/Main 2002, 177-199. [Angehrn 2002]
- Barner, Wilfried: Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 42 (1998), 457-462. [Barner 1998]
- Boden, Petra: Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik, in: Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft - Literatur - Medien, hg. von Rainer Rosenberg, Inge Muenz-Koenen u. Petra Boden, Berlin 2000, 181-225. [Boden 2000]
- Bogdal, Klaus-Michael: Hermeneutische Selbstverständlichkeiten und poststrukturalistische Herausforderungen, in: Historische Diskursanalyse der Literatur. Theorie, Arbeitsfelder, Analysen, Vermittlung, Wiesbaden 1999, 11-27. [Bogdal 1999]

- Böhme, Hartmut: Die umstrittene Position der Germanistik im System der Wissenschaften, in: *Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994*, hg. von Ludwig Jäger, Weinheim 1995, 46–55. [Böhme 1995]
- de Man, Paul: *Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke and Proust*, New Haven u.a. 1979. [de Man 1979]
- *The Resistance to Theory*, Minneapolis 1986. [de Man 1986]
- Derrida, Jacques: *De la grammatologie*, Paris 1967. [Derrida 1967a]
- *L'écriture et la différence*, Paris 1967. [Derrida 1967b]
- *Positions. Entretiens avec Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*, Paris 1972. [Derrida 1972]
- u. Hans-Georg Gadamer: *Der ununterbrochene Dialog*, Frankfurt/Main 2004. [Derrida/Gadamer 2004]
- Foucault, Michel: *Mon corps, ce papier, ce feu*, in: *Dits et écrits*, Bd. 2.: 1970–1975, Paris 1994, 245–268. [Foucault 1994]
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen ⁶1990. [Gadamer 1990]
- Gumbrecht, Hans-Ulrich: *Who is Afraid of Deconstruction?*, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hg. von Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Frankfurt/Main 1988, 95–113. [Gumbrecht 1988]
- Habermas, Jürgen: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt/Main 1988. [Habermas 1988]
- Hamacher, Werner: *Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan*, Frankfurt/Main 1998. [Hamacher 1998]
- Husserl, Edmund: *Logische Untersuchungen. Bd. 2: Elemente einer phänomenologischen Aufklärung der Erkenntnis. II. Teil*, Tübingen ⁵1980. [Husserl 1980]
- Lämmert, Eberhard: *Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft*, in: *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten*, hg. von Wolfgang Prinz u. Peter Weingart, Frankfurt/Main 1990, 175–188. [Lämmert 1990]
- Menke, Christoph: *„Unglückliches Bewußtsein“. Literatur und Kritik bei Paul de Man*, in: *Paul de Man: Die Ideologie des Ästhetischen*, hg. von Christoph Menke, Frankfurt/Main 1993, 265–299. [Menke 1993]
- Müller, Harro: *Hermeneutik oder Dekonstruktion? Zum Widerstreit zweier Interpretationsweisen*, in: *Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man*, hg. von Karl Heinz Bohrer, Frankfurt/Main 1993, 98–116. [Müller 1993]
- Szondi, Peter: *Schriften*, Bd. 1, Frankfurt/Main, 1978. [Szondi 1978]